Die Schatten.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(12. Fortsetzung und Schluß.)

Aber dieses Herz war noch zu gut und edel, zu harmlos und gerecht, um auch diese Empfindung länger, als durch Tage festzuhalten. Sie hatte Sophiens Zimmer nicht wieder betreten; was sie daran hinderte, war nicht der Befehl des Arztes, aber die eigene Scheu; Tante Clarisse erzählte ja immer wieder, welche „verrückten Reden“ die Kranke in ihren Fieberphantasien führe; sie werde nicht müde, Georg mit den zärtlichsten Worten anzuflehen, sich ihretwegen in keine Gefahr zu stürzen. Dies wollte Helene nicht hören, aber ihr gläubiges Gemüth erhob sich täglich im Gebet um die Errettung der Kranken; ihr Herz hätte den Tod Sophiens gerade um jener Empfindung willen, welche es jetzt gegen die einst so heiß geliebte Freundin hegte, als den furchtbarsten, kaum zu ertragenden Schicksalsschlag empfunden. So sänftigte sich in den bangen Wochen dieser Krankheit ihr Gemüth immer mehr. Zunächst war es die Bitterkeit gegen Georg, welche ihr täglich als ein immer größeres Unrecht erschien. Gerade weil sie ihn, wenn auch nur wenige Stunden lang, mit einem häßlichen, so gänzlich grundlosen Verdacht beladen, empfand sie es als ein Gebot der Gerechtigkeit, seine Handlungsweise nun möglichst günstig auszudeuten. Er hatte sie sicherlich in der Wiener Gesellschaft uns deshalb ausgezeichnet, weil sie die Hausgenossin Sophiens war — aber hatte er je List und Verstellung angewendet, sich ihre Gunst zu gewinnen, und war's seine Schuld, daß ihr thörichtes Herz gerade ihn erwählte?! Mit jedem Tage steigerte sich ihr die Gewißheit, daß er dies nicht gewollt, ja nicht einmal geahnt. Dann war er gekommen, weil ihn der Graf gerufen, weil er das Weib seiner Liebe ...hen gewollt, aber selbst wenn bei ... Unterredung nach langen Jahren ... Empfindung hoch aufgelodert, wenn ...wa Sophie beschworen, „mit ihm zu ...n — lag darin etwas, was ihr sein ...d trüben, die Achtung vor ihm rauben konnte? Er hatte gehandelt, wie ihm sein Herz geboten, und von ihr wußte sein Herz nichts.

O, wie sie sich nun der thörichten Selbsttäuschung schämte! Was mochte er, als er's erfahren, von ihr gedacht, wie über die eitle Närrin gespottet haben! Doch nein, dies hatte er sicherlich nicht gethan, dazu war er zu gut und rücksichtsvoll — ach! Nun war er ihr wieder der „Ritter Georg“, nur daß ihr der beglückende Wahn verflogen und an seine Stelle die schmerzliche, demüthigende Gewißheit getreten.... Und Sophie? Auch ihr konnte sie nicht mehr grollen, als sie sie zum ersten Male wiedersah, das Antlitz so bleich und schmerzlich und müde — o, wie furchtbar müde! Ein heißes Mitleid erfüllte das Herz des jungen Mädchens, — wie viel mußte diese Frau, welche Georg liebte und sich von ihm geliebt wußte, an dieses Gatten Seite gelitten haben, und wenn es eine Sünde gewesen, nicht ganz entsagen zu können, so hatte sie es nun reichlich gebüßt, durch eine Seelenqual ohne Gleichen! Und als sie in diese entstellten Züge blickte, in denen sie einst mit unendlicher Bewunderung gehangen, den Ton der Stimme wieder vernahm, die stets so lieb und gut zu ihr gesprochen, da zweifelte sie auch nicht mehr daran, daß Sophie ihr gegenüber auch bei jener letzten Unterredung nicht geheuchelt — sie war sicherlich entschlossen gewesen, Georg zu entsagen. Daß ihr dann, als sie ihn wiedergesehen, die Kraft dazu versagt, war kein Verbrechen — ach! Es war nicht leicht, ihm zu entsagen.... Und aus dieser Empfindung schöpfte das junge Mädchen die Kraft, der Genesenden liebevoll, und, wie sie glaubte, ganz unbefangen zu begegnen. Aber eine trauliche Aussprache, wie einst, wollte sich nicht wieder fügen, auch Sophie vermied es, der Vergangenheit zu gedenken, und der Name Georgs kam Helenen gegenüber nie über ihre Lippen.

So lebten die Beiden auf dem Schlosse einsamen Herzens neben einander hin; auch aus der Welt, die sich viel mit ihrem Geschick beschäftigte, drang kein Ton in ihre Stille; nur zuweilen kam der Klagenfurter Anwalt, den Graf Dietrich in einem kurz nach seiner Vermählung abgefaßten Testamente zum Vollstrecker seines letzten Willens eingesetzt, nach Thernstein gefahren, um sich von den Damen ihre Unterschriften für dies oder jenes Schriftstück zu erbitten. Der Graf hatte für seine Gattin und Helenen reichlich gesorgt, der Letzteren verblieb auch das Gut Wolfenegg; die Herrschaft Thernstein war an den neuen Majoratsherrn, Baron Georg, gefallen, doch [illegible] dieser die Damen schriftlich ersucht, das Schloß für alle Zukunft auch ferner als ihr Eigenthum zu betrachten. Der Brief war an Clarissen gerichtet; „warum schreibt er gerade mir?“ fragte diese erstaunt; Helene glaubte es zu verstehen; nun stand ja kein Hinderniß mehr zwischen den Liebenden; sie betrachteten wohl Beide die Heirath nach Ablauf des Trauerjahrs für selbstverständlich und wollten bis dahin aus Feingefühl jeden Verkehr vermeiden.

Sie verbarg diese Ahnung im tiefsten Herzen, und keine Macht der Welt hätte ihr Clarissen gegenüber eine Andeutung auf die Lippen gelockt; das arme, tapfere Kind suchte in aller Stille damit fertig zu werden, so gut es gehen wollte — „man muß gerecht sein,“ sagte sie sich immer wieder, „deshalb weil ich mir eingebildet, daß Georg mich liebe, sind die Beiden nicht verpflichtet, ihrem Glück zu entsagen.“ Nur wollte sie nicht dabei sein, wenn Georg kam, die Braut zu holen, und darum wollte sie schon jetzt so bald als irgend möglich, sich von Sophien trennen. Als der Arzt der Genesenen einen Winteraufenthalt im Süden empfahl und Clarisse sofort an die Vorbereitungen zur Reise ging, erklärte ihr Helene, sie sei entschlossen, der Einladung der Verwandten zu folgen, bei welchen sie den letzten Fasching in Wien zugebracht. Die Tante schalt sie herzlos und unweiblich, einen anderen Grund, als die Sehnsucht nach dem Baron könne sie ja nicht haben; Helene schüttelte nur stumm den Kopf und blieb bei ihrem Entschlusse. Nun wandte sich Clarisse um Hilfe an Sophien, aber diese erklärte, auch ihr erscheine es durchaus angemessen, daß Helene den Winter in fröhlicher Umgebung zubringe, statt als Begleiterin einer Kranken zu dienen. Und so trennten sie sich denn, Helene ging nach Wien, Clarisse mit Sophien an die Riviera.

Wenn es Sophiens Absicht gewesen, Helenen durch den Wiener Aufenthalt wieder heiter zu stimmen und sie die Nachwirkung jener Katastrophe und der bangen Zeit die ihr gefolgt, gänzlich verwinden zu lassen, so ging dies freilich nur in geringem Maße in Erfüllung. Helene vergaß und verwand nicht, aber ihr Herz ward ruhiger, und sie glaubte nun die Kunde, welche sie in jedem Brief aus dem Süden zu finden befürchtete, die Kunde, daß sich auch Georg zufällig an demselben Orte eingefunden, gefaßt ertragen zu können. Aber keiner der Briefe enthielt diese Nachricht; Clarisse schrieb, sie verbrächten ihre Tage leider nicht im Verkehr mit Standesgenossen, ...dern mit allerlei armem kranken Ge...del, da Sophie jeder Gelegenheit, sich ... dem welschen Bettelvolk ausbeuten ...lassen, mit Eifer nachgebe; Sophiens Briefe waren kurz und herzlich, die Tenart mild und entsagungsvoll; kein Satz ließ vermuthen, daß ihn eine Frau geschrieben, die eben der vollen Erfüllung ihrer Herzenswünsche entgegengehe. Helene begann an der Richtigkeit ihrer Ansicht zu zweifeln und fühlte sich erst wieder in derselben bestärkt, als Clarisse im Frühling allein in Wien eintraf. „Sophie ist in Graz geblieben,“ erzählte sie mit wahrer Entrüstung, „weil sie findet, daß die Wohlthätigkeitsanstalten dort so musterhaft sind und sie dieselben gern studiren möchte. Hat man derlei je gehört?!“ Helene schwieg; der Baron verweilt wohl auf seinen steirischen Gütern, dachte sie, um den Gedanken dann doch wieder zu verwerfen.

Unter diesen wechselnden, unklaren Empfindungen, zwischen Schmerz und Entsagung schwankend, hatte Helene bisher ihre Tage in Gmunden zugebracht. Als Sophie ihren Besuch ankündigte, athmete sie auf: nun mußte Klarheit zwischen ihnen werden, und wie immer Sophie über ihre Zukunft verfügt, sie wollte ihr sagen, daß sie ihr volles Glück gönne, den reichsten Segen des Himmels wünsche. „Und es wird keine Lüge sein!“ sagte sie sich bebenden Herzens. So schritt sie in fast fieberhafter Erregung vor der Villa auf und nieder.

Zur selben Stunde saß Baron Georg im Zimmer seines Schlosses Pernhofen und starrte auf den Brief, der wieder einmal, wie seit mehreren Wochen so oft, entfaltet vor ihm lag. Er kannte jede Silbe darin und las doch immer wieder, was in festen Zügen auf dem Blatte stand:

„Mein theurer Freund!

Ich habe lange geschwankt, ob ich Deinen Brief mündlich oder schriftlich beantworten solle. Ich denke, es ist besser, wenn ich schreibe. Was ich Dir zu sagen habe, ist unabänderlich, und größere Klarheit vermöchte auch eine Unterredung uns Beiden nicht zu bringen. Denn im Grunde bist auch Du völlig darüber klar, was uns zu thun übrig bleibt.

Du schreibst: „Wenn Du den Muth hast, der Vergangenheit zu trotzen, so will auch ich ihn mir zu erringen suchen.“ Ich habe ihn nicht, Georg, und Du könntest ihn nie erringen. Das wäre nicht edler, klarer Muth, sondern wüste Verwegenheit. Nicht durch unsere Schuld, oder doch zum geringsten Theil durch meine, geschweige denn gar Deine Schuld, hat sich vor unseren Augen Furchtbares vollzogen; wollten wir die Frucht davon genießen, wir würden aus Unglücklichen, die in ein entsetzliches Schicksal verwickelt worden, Verbrecher werden. Du empfindest es nicht anders, Du belügst mich nicht, daß Du den Muth hast, mich auch nun noch zu Deinem Weibe zu machen, Du erbietest Dich blos — edel und selbstlos, wie immer — mein Glück durch Dein Unglück zu erkaufen, wenn ich es wünsche. Ich aber wünsche es nicht, Georg, und wäre nie eines Gedankens von Dir werth gewesen, wenn ich anders entschiede. Diese furchtbare Rechnung von Schuld und Vergeltung soll fortgesetzt werden; ist uns Gott barmherzig, so gönnt er uns, gutzumachen, was Andere und wir selbst verschuldet.

Ich thue es, indem ich künftig nicht mir, sondern Anderen leben will. Ich habe ein Lebensziel gefunden. Es ist nichts Großes; ich will mich nur ein klein wenig nützlich machen. Ich kenne Frauen, die Aehnliches erlebt, wie ich, und im Kloster die Ruhe gefunden haben. Ich habe nie daran gedacht; auch ich meine fromm zu sein, aber nicht ganz in diesem Sinne, und vor Allem meine ich, daß man Ruhe nur durch Arbeit erreicht. Wer Frieden mit sich und Anderen haben will, muß ihn in der Welt erkämpfen, nicht im Kloster. So will ich denn anderen Menschen, die meiner Kraft, meines Geldes, vor Allem aber meiner Liebe bedürfen, Etwas von Bedeutung zu sein suchen.

Dies ist Alles, was ich thun kann; Du aber, den eine noch geringere, den im Grunde keinerlei Schuld befleckt, bist auch dazu auserwählt, mehr gutmachen zu dürfen, als ich, und dabei doch kein Opfer zu bringen, sondern im Gegentheil Dein Glück zu begründen. Helene hat Dich geliebt, sie liebt Dich noch immer. Ich kenne Deinen Werth, und so will es in meinem Munde etwas bedeuten, wenn ich Dir sage: ich kenne kein anderes Mädchen, das Deiner Wahl würdiger wäre. Sie verdient es, daß Du sie liebst, und Du wirst sie lieben, wenn Du sie kennen lernst. Meine Bitte ist nicht: heirathe sie, meine Bitte ist: erkenne den Werth des Herzens, das Dir ohne Deinen Willen zu eigen geworden. Sie wird den nächsten Winter in Wien zubringen, ich bitte Dich, dahin zu kommen, mit ihr zu verkehren. Jedes Vorurtheil, das sie etwa gegen Dich haben könnte, will ich hinwegräumen, sofern Du mir versprichst, daß Du meine Bitte erfüllen wirst.“

Das Uebrige wollen wir jener Macht überlassen, welche über uns Allen ist. Vielleicht gönnt sie uns dieses Glück, uns Lebenden, und Jenen, die nicht mehr sind und doch vielleicht wissen, wie es ihren Lieben auf Erden ergeht....

Ich erwarte Deine Antwort; willigst Du ein, so werde ich die Damen in Gmunden besuchen und mit Helenen sprechen, mit Clarissen den Wiener Aufenthalt vereinbaren. Ich sehe Deinem „Ja“ als dem Schlüssel zum letzten Glück entgegen, das ich noch erleben kann.

Wie immer aber Deine Antwort lauten möge: hab' Dank, Du Edler, Du Guter — ich werde nie aufhören, allen Segen auf Dein theures Haupt herabzuwünschen. Sophie.“

Er hatte nach einigen Tagen geschrieben, daß er ihren Wunsch erfüllen, sich in Wien einfinden wolle. Er hatte sein Versprechen nach reiflicher Prüfung seines Herzens gegeben; er fühlte wohl, daß Sophie nicht anders hatte handeln können und auch ihm den richtigen Weg gewiesen, gleichwohl überquoll ihm das Herz von schmerzlichem Mitleid mit ihr, bis er sich ermannte. „Gut und stark sein, wie sie!“ sagte er vor sich hin. Es klang wie ein Gelöbniß....

Er ahnte nicht, daß Sophie zur selben Stunde an jenes Werk schritt, dessen Gelingen ihr das letzte Glück auf Erden bedeuten sollte.

Sie hatte die Trauerkleidung nicht abgelegt, das edle, schöne Antlitz erschien darum nur um so bleicher, fast so bleich, wie an jenem Tage, da Helene es zuletzt gesehen. Aber der Ausdruck der Züge war ein anderer geworden; die ängstliche Spannung, der scheue Blick waren verschwunden: ruhig, mild, fast heiter blickten die großen, dunklen Augen. Befangen und gedrückt, wie um Vergebung flehend, hatte sie einst Helenen zum Abschied in ihre Arme geschlossen, heute begrüßte sie sie mit fast mütterlicher Zärtlichkeit.

„Ich habe Dir viel zu sagen,“ sagte sie, kaum, daß sie den Bahnhof verlassen und den Wagen bestiegen hatten, „und Clarisse wird uns entschuldigen. Aber meine Zeit ist gemessen.“

„Larifari!“ rief das alte Fräulein. „Das Bettelvolk kann sich ja einige Wochen ohne Dich behelfen, und wenn Du es durchaus nicht entbehren kannst, so wollen wir Dir auch hier einige halbverhungerte Kinder auftreiben.“

„Ich muß noch heute mit dem Nachtzuge nach Graz zurückkehren,“ erwiderte sie bestimmten Tones. Und dabei beharrte sie, was auch Schwägerin und Nichte dagegen vorbringen mochten.

Eine halbe Stunde später saß sie an Helenens Seite im Garten der Villa. Es ließ sich von hier aus weit in die herrliche Landschaft schauen, sie aber hielt den Blick fest auf das Antlitz des Mädchens gerichtet.

„Ich habe mich nach dieser Stunde gesehnt,“ sagte sie ihr, „wie sehr und wie heiß, vermag ich kaum zu sagen. Schon eh' ich nach Italien ging, wollt' ich mit Dir sprechen, aber ich konnte nicht. Den Muth dazu hätte ich wohl gefunden, nicht die Kraft. Wenn ich jenes furchtbaren Tages gedachte, dann wirbelte mir mein Hirn und mir war's, als müßte ich wahnsinnig werden, wenn ich ein Gespräch darüber führen müßte. Heute, wo ich ein Lebensziel errungen, wo ich nicht blos in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft blicken kann, schrecken mich jene Gespenster nicht mehr. Und darum darf ich Dir heute sagen, was mir der Mann, den Du liebst, einst war, und was er mir jetzt ist, seit lange schon, seit jenem Unglückstage, der uns für immer geschieden hat....“

Helene zuckte zusammen. „Du hast ihm entsagt?“ stieß sie mit bebenden Lippen hervor.

„Ja, wenn Du das einen freiwilligen Entschluß nennen willst, was mir Herz und Gewissen geboten haben..... Ich will Dir sagen, wie mir zu Muthe war, als Du mich damals zu Deiner Bundesgenossin auf „Leben und Tod“ machtest — es war doch vielleicht eine andere Empfindung, als Du vermuthet....“

Und sie erzählte ihr von der Liebe, welche sie mit Georg verbunden, von ihrem Verlöbniß und wie es sich gelöst. Sie milderte ihres Vaters Schuld, so viel sie konnte, sie verschwieg das dunkle Schicksal, welches über der Baronin Agnes gewaltet, und vollends fiel in ihrem Verhältniß zu Georg alles Licht auf ihn, alle Schuld auf sie, aber im Ganzen erhielt doch Helene ein wahres Bild jener Zeit. Und ebenso hielt sie es, als sie von ihrer Ehe berichtete! sie klagte sich an und entschuldigte ihren Gatten, aber wie ihnen Beiden zu Muthe gewesen, konnte Helene nun klar erkennen. Dann erzählte sie, was Georg auf das Schloß geführt, von ihrer Unterredung mit dem Gatten, welche ihr die Augen geöffnet. „Nun wußte ich,“ fuhr sie fort, „welche Antwort ich dem Baron zu geben hatte, und hätte sie ihm auch gegeben, wenn er Dir ein Fremder geblieben wäre. Es war fruchtlos, Dietrich erlauschte und mißdeutete einige Worte, und ich will nicht hinwegleugnen, was Du Dir sicherlich selbst gesagt: hätte nicht jener Unselige vorher seine Rache an Dietrich genommen, dann hätte dieser an Georg die vermeintliche Beleidigung seiner Ehre gerächt.... Es ist nicht geschehen.... Friede dem Todten! — aber nun auch Friede den Lebenden, soweit er auf Erden zu erringen ist.... Nicht allein um meinetwillen habe ich Dir heute Alles gesagt — Alles, Helene, was Du irgend wissen sollst und mußt, aber auch um deinetwillen. Du sollst an mich denken, als an eine Unglückliche, welche ihr Glück durch eigene Schuld verwirkt, welche gefehlt, aber auch ihr Fehl gesühnt hat, soweit sie konnte, aber Du sollst mich nicht mit härterer Schuld beladen, als ich begangen. Das aber wünsche ich auch um Deinetwillen; es ist ein großer Schmerz, einen Menschen, den man hochgehalten, mißachten zu müssen. Aber dieser Schmerz darf Dich auch nicht bedrücken, wenn Du an Georg denkst. An mir ist Schuld, die ich abzutragen habe, er ist rein geblieben und des besten Glückes würdig. Das wirst Du nicht bezweifeln, sofern Du mir glaubst!....

„Ich glaube Dir,“ sagte das junge Mädchen tief bewegt, „und ich danke Dir. Aber Du — was hast Du vor — das klingt wie ein Abschied für immer....“

„Nicht für immer,“ erwiederte die Gräfin mit mildem, ruhigem Lächeln. „Wir werden uns oft wiedersehen, Helene, und sofern mir Gott barmherzig ist, gönnt er es mir, mich noch lange des Glückes zu freuen, das Dir sicherlich beschieden ist. Denn Du verdienst es, und es ist ein gerechter Gott, der über uns waltet. Zunächst aber habe ich die Aufgabe, zu erfüllen, die ich mir erwählt habe.“ Und sie erzählte, wie sie ihr Leben ferner einzurichten gedenke.

„Aber Georg liebt Dich ...“ murmelte Helene, „und Du liebst ihn....“

„Ich liebe ihn nicht mehr mit jener Liebe, welche wünscht und begehrt,“ erwiederte sie, „Anderes wünscht und begehrt, als den Geliebten glücklich zu wissen. Und ich weiß, daß auch er meiner nur noch in derselben Weise gedenkt. Zwischen uns steht die Vergangenheit. Wir hätten einander nie angehören können; Du kannst dies nicht verstehen, aber es ist so. Laß mich darüber schweigen und nur so viel betheuern: eine Schuld, die er oder ich begangen, war es nicht....“

„Und mußte die fremde Schuld Euch bekümmern?“

„Ja. Aber selbst wenn nichts zwischen uns gestanden wäre, als mein eigener Wille, ich würde seiner Werbung doch nein gesagt haben, selbst wenn er edelmüthig genug gewesen wäre, sie noch aufrecht zu erhalten. Es wäre die schlimmste Selbstsucht gewesen, ihn an eine alternde, vergrämte Frau zu ketten, und ich würde mich dadurch nicht blos an ihm, sondern auch an mir versündigt haben. Derlei rächt sich. Ich wünsche ihm ein anderes, ein besseres Glück....“

„Sophie!“

„Ich weiß, was Du sagen willst! Er liebt Dich nicht, und der Gedanke, seine Werbung anzunehmen, wenn etwa ich ihn dazu bestimmen wollte, beleidigt Dich. Mit Recht, Helene. Ein Mädchen, das sein Ja vor dem Altar sagt, auch wenn es sich nicht geliebt weiß, entwürdigt sich. Dir, Du Stolze, Du Reine, muthe ich dies nicht zu. Du sollst nicht eher Ja sagen, als bis Du die Gewißheit hast, daß er Dich liebt, daß Du zu seinem Glück nothwendig bist. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß diese Stunde kommt, sobald er Dich kennen gelernt. Was ich will, ist nur, daß Du ihm die Gelegenheit dazu gönnst, daß kein Vorurtheil gegen ihn in Dir spreche, wenn Du ihm wieder begegnest. Er wird den nächsten Winter in Wien zubringen, und ich bin gekommen, von Dir zu erbitten, daß Du gleichfalls hingehst.“

„Sophie!“ rief das junge Mädchen, in Schluchzen ausbrechend, „wie gut, wie gut Du bist!“

„Nein,“ erwiederte die Gräfin, „glaube mir, ich thue nur meine Pflicht! Und nun komm' — Clarisse wird mir sonst allzusehr zürnen.“

Eine Stunde später rollte der Wagen wieder dem Bahnhofe zu. Schon lag die Nacht auf See und Berggelände; der bleichen Frau aber, die ergeben einem einsamen, mühseligen Leben entgegenfuhr, war es zu Muth, als glänzte nach langer, banger Dunkelheit wieder fern vor ihr ein Lichtschein auf.

Ende.

— Der Heirathsvermittler Beer. Haben Sie gehört, Herr Beer, Röschen Rosenroth hat sich verlobt, ein reiches und ein schönes Mädchen.—Was Sie sagen! ruft Beer, und wer hat die Partie zu Stande gebracht?—Wer sie zu Stande gebracht hat? Amor? — Amor? Amor? sagt Beer nachdenkend. Amor kenn' ich nicht, das muß ein Schadchen aus Potsdam sein.

Beim Christkind.

I.

Draußen auf der Straße war es so unwirthlich als möglich. Ein feuchter, unangenehmer Wind jagte große Flocken durch die graue, neblige Luft und dazwischen sprühte von Zeit zu Zeit ein feiner Regen, der den Leuten keck in's Gesicht sprang, die ihre Schirme nicht kräftig genug zu handhaben vermochten. Die Flammen der Gaslaternen gaben nur einen trüben röthlichen Schein; halb aufgelöster, schmutziger Schnee bedeckte das Pflaster und machte es glitschig. Es war nicht das richtige Weihnachtswetter, wer aber sein trautes Heim endlich erreicht hatte, der empfand den Werth der hellen, mild durchwärmten Stube nur um so lebhafter.

„Christkind kann fliegen und das ist gut,“ sagte lächelnd der Vater, indem er, in's Vorzimmer tretend, die dichten Tropfen von Hut und Oberrock schüttelte, „denn sonst bekäme es diesmal nasse Füßchen und hinterdrein den Schnupfen!“

Im Salon wurden die Kerzen am Christbaum eben angezündet; der Vater legte noch einige Spielsachen auf den Tisch, um die sein lieber Junge, der fünfjährige Karl, das Christkind noch in letzter Minute gebeten hatte, dann wurde die Klingel heftig gezogen.

„Christkind ist da!“ rief die Mutter.

Einige Minuten höchstgespannter Erwartung vergingen; der Kleine wagte kaum zu athmen. Den Blick fest auf die geheimnißvolle Thür gerichtet, die nach dem Salon führte, stand das zarte, ungemein lebhafte Kind vor Aufregung zitternd; es war ja eine Ueberfülle von Glück, welche die nächsten Minuten ihm bringen sollten!

Jetzt flogen die beiden Thürflügel weit auf; blendendes Licht strömte herein. Das Auge der Mutter hing wie verklärt an dem Liebling, der es anfangs kaum wagen wollte, dann aber rasch in den Salon trat.

War das ein Anblick!

Da strahlte der Baum, der fast bis an die Decke reichte, in hellem Kerzenschimmer und die breiten Streifen des Rauschgoldes hingen bandartig herunter und warfen die Lichtstrahlen blitzartig zurück, an allen Zweigen gab es die reizendsten Sächelchen; farbenprächtige Bonbonnieres, appetitliche Zuckerbäckereien, buntgekleidete Figürchen, winziges Fuhrwerk, und alles so schön, so wunderschön!....

Auf dem Tische, der den Baum trug, waren ganze Regimenter der zierlichsten Soldaten aufmarschirt; Infanterie, Cavallerie und Artillerie, die letztere mit zahlreichen kleinen Kanonen, aus denen man „wirklich schießen“ konnte, wenn auch nur Erbsen. Daneben lagen Bilderbücher, Helm und Säbel; seitwärts stand ein großes Schaukelpferd, bereit, den kleinen Officier in die Schlacht zu tragen.

Was da zuerst bewundern, was zuletzt?! Karl, den sonst nicht leicht etwas in Verlegenheit brachte, stand für den ersten Moment wie gebannt und bezaubert. Er faltete die Händchen und war ganz außer Fassung. Dann aber brach der Jubel los, und welch' ein Jubel! Da war Alles, Alles, was sein kleines Herz sich ersehnt hatte, und noch etwas darüber.

„Sieh' nur, sieh', wie glücklich er ist!“ flüsterte die Mutter. Der Vater neigte sich zu ihr und küßte sie.

„Sind wir es nicht auch?“

Die Beiden drückten einander die Hände, aber da war keine Zeit, sich der Rührung des Augenblicks zu überlassen. Der Knabe hatte die erste freudige Bestürzung überwunden, und nun ging es an ein endloses Zeigen und Fragen.

Die Truppen wurden sofort in zwei feindliche Treffen aufgestellt, deren eines er selber — Mama intervenirte erfolgreichst als Generalstabs-Chef — commandirte, während Papa die hölzernen Kanonen des anderen bediente. War das ein hitziges Gefecht! Aber Karl blieb Sieger. Kein Feldherr blickt so stolz nach gewonnener Schlacht, als der herzige Junge nach dieser ersten, glänzenden Waffenthat.

Die Verproviantirung hatte sich als ausgezeichnet erwiesen. Keine andere Armee hatte jemals so saftigen Schinken aus feinster Chocolade und so schmackhaftes Brod aus süßestem Kuchenteig. Ach, daß auch solch' ein Abend vorübergeht!

Als dem tapferen kleinen Helden die Aeuglein vor Müdigkeit zufielen, wollte er sich von seinen Schätzen nicht trennen. Am liebsten hätte er Alles, auch das große Schaukelpferd, mit in sein Bettchen genommen.

Endlich begnügte er sich mit Säbel und Helm. Schon im Einschlafen wendete er sich noch einmal an die Mutter:

„Das Christkind hat wohl viele, viele Spielereien, weil es so viel verschenken kann?“

„Natürlich, große, weite Säle voll.“

„Wie prächtig das sein muß! Ich will,“ fuhr Karl mit immer leiser werdender Stimme fort, „das Christkind bitten, daß es mich einmal—zu sich aufnimmt — dann werde ich Alles — Alles sehen....“

Der Knabe schlief ein. Durch das Herz der Mutter zuckte ein jäher, schneidender Schmerz. In der nächsten Minute hatte sie sich wieder gefaßt; es huschte sogar wie ein Lächeln über ihr Gesicht, aus dem für einen Augenblick alle Farbe gewichen war.

„Wie thöricht ich bin, wie mich der Junge erschreckt hat,“ murmelte sie. „Kind, Kind, du ahnst nicht, was du erbitten willst....!“

II.

Fast ein Jahr war vergangen, nur Tage noch fehlten auf die goldene Weihnachtszeit. Karl war ein Kind, das sich rasch entwickelt hatte, fast überrasch. Die großen Augen schauten auffällig klug aus dem schmalen, blassen Gesichtchen; es schien, als hätte der Geist sich auf Kosten des schmächtigen, hoch aufgeschlossenen Körpers entfaltet. So war der Knabe für seine Lieben geworden, was man im Volke bezeichnend genug eine „zitternde Freude“ nennt.

Schon im Frühling hatte der Doctor kalte Bäder, kräftige Nahrung und frische Gebirgsluft verordnet. Das Alles hatte man getreulich in Anwendung gebracht. Die eckigen Formen aber wollten sich nicht runden und durch die dünne Haut schimmerten die zarten Adern wie ein bläuliches Netz.

Ein leichter, trockener Husten kam, oftmals besiegt, immer wieder zum Vorschein. Jetzt fieberte Karl seit Tagen. Er hatte sich während eines Spazierganges erkältet und war schon unwohl nach Hause gekommen.

Das Wetter hatte sich diesmal weit besser als im Vorjahre angelassen; es war vollkommenster Winter. Auf allen Dächern lag Schnee und die Sonne schaute hell, wenn auch frostig herunter.

Den Knaben an der Hand, war die Mutter über die Straße gewandelt, da begann es langsam zu schneien. Karl freute sich an dem Durcheinanderspielen der glitzernden Sternchen, da kam plötzlich ein rauher Windstoß aus Norden und jagte die gefrorenen Flocken wie toll vor sich her. Das klang, als fegten Millionen winziger Silberplättchen über die Steine.

Karl wollte sich von dem ungewohnten, fesselnden Schauspiele nicht trennen. Von den Dächern löste sich der Schnee und trieb, von gelben Sonnenstrahlen phantastisch beleuchtet, in seltsam geformten Wolken dahin. Eine derselben hatte fast die Gestalt einer Quadriga angenommen; Karl blickte derselben gedankenvoll nach.

„Sieh doch,“ rief er, von der Erinnerung an ein oft gehörtes Märchen erfaßt, „das ist der silberne Wagen, in dem die Windsbraut durch die Lüfte fährt!“

Als Mutter und Kind die warme Stube erreicht hatten, zitterte Karl vor Frost. Man brachte ihn zu Bette und rief eilends den Doctor. Das Gesichtchen des Kindes war merkbar geröthet, der Puls ging so rasch, als ob er Versäumtes einzuholen hätte, und das harte, trockene Hüsteln machte sich wieder bemerkbar.

Tag für Tag und Nacht für Nacht saß die vielgetreue Pflegerin an der Seite des lieben Patienten, kühlte ihm, wenn es Noth that, die heiße Stirne und wärmte, wenn ihn das Fieber schüttelte, die kleinen Hände zwischen den ihrigen. Sie erzählte ihm seine liebsten Geschichten und Märchen, lächelte, wenn er die Blicke fest und aufmerksam auf sie gerichtet hatte, und weinte, wenn seine müden Augen sich schlossen.

Die Mutter hatte sich ein Tischchen und einen bequemen Fauteuil an das Bettchen gerückt; dort wachte sie und schlief die wenigen Stunden, die ihr zur Ruhe gegönnt waren. Sobald der Kranke sich regte, fuhr sie sofort aus dem leisen Schlummer, mischte den beruhigenden Trank und plauderte so liebevoll, so heiter, als gäbe es keine Sorge in ihrem Herzen.

Eines Abends lag Karl in einem Zustande dahin, der nicht ganz Schlaf und auch nicht ganz Ohnmacht war. Die Mutter schaute schweigend nach ihm; Thräne um Thräne perlte über ihre Wangen. Da schlug er plötzlich die Augen auf und blickte ernsthaft zu ihr empor.

„Heute ist Christabend,“ sagt er, „weißt du das?“

„Gewiß. Zu dir aber wird das Christkind später kommen, wenn du wieder gesund bist.“

„O nein, es war schon bei mir! Siehst du den leuchtenden Schein da oben?“

„Der kommt von der Lampe, die hier auf dem Tische steht....“

Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Genau von da oben hat das Christkind auf mich heruntergesehen. Jetzt ist es fort, nur der lichte Schein ist geblieben. „Im vorigen Jahre war ich bei dir,“ hat es gesagt, „und diesmal kommst du mir......“

Die Mutter schluchzte laut auf und warf sich vor dem Bettchen auf die Knie.

„Weine nicht, Mutter; ich komme recht bald zurück. Christkind ist so schön und so gut! Siehst du — da ist es wieder — es holt mich — zu sich....“

Ein verklärtes Lächeln hauchte über die bleichen Züge des Knaben. Er sprach nicht mehr und lehnte den Kopf in die Kissen zurück. Die Mutter schauerte empor. Sie legte die Hand auf das kleine Herz; es schlug nicht mehr.

Karl war oben—beim Christkind!...

Die Heimath der Tournüre.

Wenn meist angenommen wird, daß die vielgeschmähte Tournüre der europäischen Frauen und Mädchen französischen Ursprungs sei und als Beweis dafür der in längst vergessenen Jahren ebenfalls zur herrschenden Frauenmode gewordene cul de Paris, der in der Tournüre nur eine Wiederholung in verjüngter Form fand, aufgeführt wird, so dürfte sich diese Behauptung nach Berichten unserer Afrikareisenden als vollständig falsch erweisen. Die wirkliche Heimath dieses ominösen Kleidungsstückes ist Westafrika und zwar besonders dasjenige Ländergebiet, in welchem die Frauen auch die Garten- und Feldarbeiten verrichten müssen. Ganz besonders gehört dieses Kleidungsstück zur Toilette der Duallanegerinnen am Kamerunflusse. Es hat dort die Gestalt eines Kissens und wird meist von einem Tuche überdeckt, das die Negerin vorn zusammenhält oder zusammenbindet, wenn sie arbeiten muß. Es ist eben die Tournure in Westafrika nicht lediglich ein Verschönerungsmittel der weiblichen Gestalt, sondern sie dient vornehmlich als Sitzkissen für den Säugling, der auf demselben durch ein Tuch festgehalten, mit auf das Feld genommen und auch während der Arbeit auf seinem Sitze gelassen wird.

Während die Mutter mit einer kleinen Hacke den Boden um die Maniokbüsche auflockert und das üppig wuchernde Unkraut ausjätet, schläft ihr auf dem Rückenpolster sitzendes und von dem Tuch eingeschlossenes Kindchen, obgleich es jede Bewegung der emsig arbeitenden Negerin mitmachen muß und sein kraushaariges Köpfchen oft genug hin- und hergeschaukelt wird. — Aber auch eine andere nicht sehr angenehm berührende Mode unserer jungen Mädchen erinnert an ähnliche Gebräuche bei den westafrikanischen Negerinnen — die Armbänder mit den Bettelpfennigen und ihrem fortwährenden Geklingel, nur daß die Kamerunnegerinnen außer den Armringen auch Beinringe mit klingenden Behängseln tragen und zwar hauptsächlich wie unsere dem Backfischalter entwachsenden Damen besonders beim Tanzen. Die Duallanegerinnen gehen darin noch weiter, sie besetzen lange Stücke Zeug mit Glöckchen und wickeln sie um die Beine oder Arme. Negertournüre wie Klingelringe sind seit uralten Zeiten in Westafrika in Gebrauch und werden es auch noch lange bleiben, wenn sie von den Damen des hochgebildeten Europa längst wieder vergessen sind.

Winterblüthen.

Ihr redet von des Winters Leiden
Und daß die Welt in Frost erstarrt,
Wißt ihr denn nicht, daß sie in Freuden
Des seligsten der Feste harrt?

Wohl schlägt der Winter strenge Bande,
Entblättert stehen Baum und Strauch,
Und doch zieht jetzt durch alle Lande
Ein voller warmer Lebenshauch.

Die Herzen all' sich ihm erschließen,
Fällt er wie Sonnenschein darauf,
Und lang verlassene Blüthen sprießen
Des Mitleids und der Güte auf.

Er kündet Jubel sondergleichen!
Ihr, die ihr um den Sommer klagt,
Habt ihr denn nicht des wunderreichen,
Des ewiggrünen Baum's gedacht?

Hell leuchtet wie der Strahl der Sonne
Sein Glanz in jedes Haus hinein,
Und schöner dünkt uns seine Wonne
Als Rosenduft und Maienschein.

Rings liegt Natur in ödem Schweigen,
Längst schwieg der Vögel Lustgesang,
Doch hier in dieses Baumes Zweigen
Tönt leiser süßer Himmelsklang.

Es steigt, wenn wir den Tönen lauschen,
Herauf das Glück der Jugendzeit.
Und wie im Traum wird uns umrauschen
Versunk'ne Märchen-Herrlichkeit.

Gesegnet denn ihr Weihnachtstage!
Ihr zaubert uns den Erdenraum
Zum Paradies, und drinnen rage
Sein Schmuck, der deutsche Weihnachtsbaum.

Weihnachten.

Von Dr. Jichel.

Ob Wald und Flur, ob Thal und Hügel,
Wo immer strahlt des Menschen Blick,
Geräuschlos auf der Zeiten Flügel
Kehrt heut' das Weihnachtsfest zurück.

Es schleicht sich in Palast und Hütte,
Schlüpft in des Schiffes engen Raum,
Schmückt in der Wildniß ferner Mitte
Das Blockhaus mit dem Weihnachtsbaum.

Ein jedes Herz ist ihm ergeben,
Liebt seinen süßen Zauberbann,
Doch echte Weihe, wahres Leben
Ihm erst das deutsche Herz gewann.

Das schönste aller Kinderfeste
Sucht seinen Reiz im Lichterglanz,
Im Tannenduft und Tanngeäste,
Im frischen Laub am grünen Kranz.

Und als Amerikas Gefilde
Den Fremdling rief an seinen Herd,
Hat deutsche Sitte hold und milde
Auch seine Weihenacht verklärt.

Vom stillen zum atlant'schen Meere,
Vom Golf bis zu der Seen Fluth
Erklinget heut' des Deutschen Ehre
Für sein erlauchtes Weihnachtsgut.

Berliner Gerichtsscene.

„Klar wie.....Hiob“.

„Wenn Sie der Sachbeschädigung überführt werden, der Sie angeschuldigt sind, dann dürften Sie sich doch auf eine exemplarische Strafe gefaßt machen, denn sie würde von einem höchst boshaften und gemeinen Charakter Zeugniß ablegen,“ äußerte der Vorsitzende des Schöffengerichts zu der 32jährigen Nätherin Anna P., die sich in herausfordernder und kampfbereiter Weise auf die Barriere des Anklageraumes stützte. — Sie rümpfte denn auch mit einer wegwerfenden Geberde die Nase, als sie erwiderte: Wenn ick erst verführt, denn anjeführt un denn abjeführt worden bin, denn können Sie mir meinswejen ooch überführen, ick bin von die Schlechtigkeit des jemeinen Charakters der Menschen überhaupt so weit jekommen, det mir Allens piepe is, meinswejen können Sie Bouillon aus mir kochen. — Vors.: Hören Sie mal, Angeklagte, Sie sind ein gefährliches Frauenzimmer, aber zügeln Sie Ihre Zunge, ich lasse Sie sofort einsperren, sowie Sie sich ungebührlich betragen. Sind Sie nicht bereits zweimal wegen Beamtenbeleidigung bestraft? — Angekl.: Nee, blos eenmal, eenmal mit'n Schutzmann un eenmal mit'n Jerichtsvollzieher, den ick als'n Beamten ästimiren kann. Aber ick bin oock noch 'ne jroße Mordbrennerin, wenn Sie in de Akten lesen, weren Sie sehen, det ick mal een Stick wie 'ne Hand jroß aus'n ollen unschuldijen Fußboden mit'n bisken heeße Asche anjebrannt habe, wo ick fünf Mark for kriejte, det heeßt, ick habe se berappen müssen un die Kosten zu, denn bei uns muß Allens seine Ordnung haben, un wenn et 'n Menschen noch so schwer fällt. Ick mechte blos mal — Vors.: Nun schweigen Sie; Sie reden ja entsetzlich viel. Ich sehe allerdings, daß Sie einmal wegen fahrlässiger Brandstiftung mit fünf Mark bestraft sind, das hat aber auf den vorliegenden Fall keinen Einfluß. Sie haben längere Zeit bei der Wittwe Kampmeyer gewohnt? — Angekl.: Eijentlich sie bei mir, denn ick jloobe, die Miethe hat sie blos von mir injezogen, wo soll so Eene denn ooch Miethe von bezahlen, det jeht in'n Cirkus, det jeht sogar in't Lessing-Theater, un wenn denn der Erste is, denn hat det keene Miethe, un denn heeßt det: „Ach Anneken, wie is det heite? diesmal müssen Sie pünktlich bezahlen“, und ick kann denn sehen, wie ick die blutijen Groschen zusammenkrije.—Vors.: Auf wessen Namen war die Wohnung gemiethet?—Angekl. Uf die Kampmeyern ihren. — Vors.: Nun also. Wie viel zahlten Sie der Frau für die Stube, die Sie bewohnten? — Angekl.: Zehn Mark. — Vors.: Wie viel sind Sie ihr noch schuldig?—Angekl.: Ick jloobe, die verlangt dreißig Mark, aber verlangen und kriejen is zweerlei. Ick werde ihr 'ne Jejenrechnung uffsetzen, daß sie'n Spitz for'n Bäckergesellen ansehen soll; wie ville Stiche habe ick ihr nich umsonst jemacht, die sie mir nu Stück for Stück berappen soll, ooch habe ick ihr meine Handschuhe borgen müssen, als sie absolut den Urian Watkoster sehen wollte, wat braucht sie überhaupt Allens zu sehen, kann sie nich zu Hause bleiben un ihren Sohn seine Strümpfe stoppen, det er nich in Fußlappen rummer laufen braucht? — Un besser wer'n sie da ooch nich von, die Handschuhe nämlich, den ick jloobe, sie hat Nummer dreizehn, un dafor verlange ick 'ne Mark. Un von meinen Korsett hat sie, indem sie ville dicker is als wie ick, die eene Stange janz krumm jebogen, un dafor — Vors.: Jetzt hören Sie erst mal wieder auf, Sie schwätzen gar zu viel. Sie räumen also ein, daß die Kampmeyer Geld von Ihnen verlangt. Am 1. September zogen Sie aus, wer hatte gekündigt? — Angekl.: Ick natürlich, det heeßt wir alle beede, oder eijentlich sie, indem sie meente, det dhäte schon det beste sind, wenn wir uns trennen dhäten, indem ihr Sohn sich verloben wollte. Ick habe ihr denn weiter nischt jesagt, als det sie mir leed dhun könnte mit sammt ihren Sohn un seine Braut un ihre janze Wohnung; ick dhäte froh sind, wenn meine Stunde jekommen wäre, un ick könnte endlich mal ausziehen un lieber heite wie morjen, da wollte ick ihr Siegel un Brief uf jeben, un wenn sie mir nich gekündigt hätte, denn hätte ick ihr jekündigt, det is so klar wie Hiob. — Vors.: Sie zogen also am 1. September aus und zwar schieden Sie in Unfrieden. Nun müssen Sie mir doch einräumen, daß es höchst verdächtig ist, daß man gleich nach Ihrem Auszuge die Tapete bis in Mannshöhe total durchnäßt vorfand, während sie vorher trocken gewesen, und es scheint nicht einmal reines Wasser gewesen zu sein, welches Sie zu dem Zwecke benutzten. — Angekl.: Meine Hände sind rein wie Abrahams Schooß. Det jloobe ick, erst verlobt er sich mit eenen un hernachens schnappt er ab; ick werde wejen die Sachbeschädijung eene Jejenklage anstrengen. Natierlich, uf so'n armes verlassenet Mächen, da backen sie Alle uf rum, ick möchte blos wissen — Vors.: Nun bleiben Sie doch bei der Sache, wir sprechen ja von der Tapete. Unmittelbar vor Ihrem Auszuge hat man nichts bemerkt, und gleich nach Ihrem Fortgange hat man die Beschädigung festgestellt: es ist doch eigentlich thöricht, daß Sie die Thäterschaft bestreiten, es kann doch Niemand anders gewesen sein, als Sie. — Angekl.: Na, dann will ick Ihnen wat sagen, Herr Jerichtshof, ja, ick bin't jewesen, aber ick war zu verbittert, det der Mensch mir sitzen jelassen hat. — Vors.: Glaubten Sie denn wirklich, daß der 20jährige Sohn der Kampmeyer Sie heirathen würde? — Angekl.: Davon schweigt des Sängers Höflichkeit ick habe et ja injestanden, nu machen Sie 't man jnädig mit mir! — Auf Grund des Geständnisses der Angeklagten werden ihr mildernde Umstände bewilligt, und sie kommt mit einer Geldstrafe von 15 Mark, ev. drei Tagen Gefängniß davon.

— Das Glück liegt im Gefühl und nicht im Geist.

Emin Bey.

Wenn die traurige Nachricht, daß der vielgenannte Emin Bey (Dr. Schnitzler) nebst dem ihn suchenden Stanley gefangen genommen ist, nicht lediglich eine Erfindung des schlauen Sklavenhändler-Führers Osman Digma war, so ist jener verdiente Civilisationsträger einstweilen am Ende seiner dornigen Laufbahn angelangt, — schnöde verlassen, aufgegeben, in Ketten! Wie dem auch sei, es lohnt sich, einen Rückblick auf das Wirken dieses merkwürdigen Mannes im dunklen Continent zu werfen.

Es sind jetzt über 13 Monate her, daß Emin Bey die letzten Zeilen schrieb, die seine Freunde in Europa erreichten. Damals blickte er noch hoffnungsvoll in die schwüle Zukunft. Hatte er doch seine beste Lebenskraft daran gesetzt, die Bewohner seines Gebietes zu erziehen und an sich zu fesseln, und er schien fest entschlossen, das civilisatorische Werk, das er in Centralafrika begründet, auch zu erhalten und mit aller Kraft zu vertheidigen. Er hatte 2000 wohlgeübte Soldaten, meist Eingeborene, deren Muth und Treue sich in mehreren Kämpfen mit den Streitkräften des Mahdi erprobt hatte, und auf welche er sich daher verlassen zu können glaubte.

Zwei Jahre hindurch hatte er sich fast beständig im südlichen Theile seines Gebietes aufgehalten, — denn nur von dort aus konnte er hoffen, wieder in Verbindung mit Europa zu gelangen. In Wadelai bereitete er Kleider aus der Baumwolle, die er gezogen und gesponnen hatte, und Schuhe aus Ochsenhäuten, welche er seinen Leuten gelehrt hatte zu gerben. Statt Zucker gebrauchte er Honig, und den Kaffee mußte Eibischsamen ersetzen. Seife wurde aus Talg, gemischt mit Asche, bereitet. Wachskerzen wurden in großer Anzahl gemacht. Anhaltend thätig, lebte er sehr einfach von wenigen Gemüsestoffen und Fleisch und harrte beständig auf Stanley, dessen Kommen ihm angekündigt war. „Unter keinen Umständen werde ich mein Gebiet verlassen“, schrieb er (wohl auch mit einem gewissen Mißtrauen in Bezug auf die Absichten der Engländer); „Alles, was wir verlangen, ist: eine freie und sichere Handelsroute nach der Küste. Unser Gebiet räumen? Nimmermehr!“

Was Emin Bey für das Gebiet, durch welches der obere Nil in einer Länge von 400 englischen Meilen fließt, im Laufe der Zeit gethan hat, ist aus Folgendem zu erkennen: Als er die Regierung dort antrat, verursachte die Gegend für Egypten jährlich $160,000 mehr Kosten, als die Einnahmen betrugen. Im letzten Jahre, in dem er sich mit Cairo in Verbindung setzen konnte, führte er einen Reinzewinn von $40,000 an das egyptische Schatzamt ab. Binnen 4 Jahren hatte er alle arabischen Sklavenhändler aus der Provinz vertrieben. Die meisten egyptischen Truppen hatte er durch Eingeborene ersetzt, die er im Gebrauch der Waffen geübt hatte. Von ihm wurden die Baumwolle-, Indigo-, Kaffee- und Reiscultur eingeführt. Er ließ alle seine Stationen neu bauen, legte ständige Wege an, stellte eine wöchentliche Postverbindung für das ganze Gebiet her und führte Kameele und Ochsen für den Transport ein. Alle Stämme im Territorium liebten ihn; und er schrieb im vorigen Jahre: „Diese Eingeborenen verdienen die bestmögliche Regierung und alle Hilfe, welche ihnen zu Theil werden kann.“

Im letzten Zuge gegen die Streitkräfte des Mahdi soll Emin Bey nach hartnäckigem Widerstande der Uebermacht erlegen sein. Jetzt beschäftigt sich die ganze gebildete Welt mehr, als je, mit seinem und Stanleys Schicksal. Sollte jenes Civilisationswerk wieder untergehen, sollte die gelehrige, aller Theilnahme würdige Bevölkerung abermals in Barbarei versinken und dem Sklavenhändler preisgegeben sein? Das wird sich wohl ziemlich bald zeigen. Der Kampf zwischen dem Europäer und dem Araber, zwischen Civilisation und Sklaverei scheint jetzt auf der ganzen Linie zum Austrag kommen zu wollen.

Alcohol als Armesündertrank.

Folgendes interessante Artikelchen eines Londoner Blattes geht augenblicklich durch wohlgesinnte anglo-amerikanische Blätter und eröffnet die „tröstliche“ Aussicht, daß geistige Getränke, auch wenn sie sonst hierzulande gänzlich als Genußmittel mit dem Bann belegt werden sollten, doch wenigstens ein Privilegium der — zum Tode verurtheilten Verbrecher bleiben würden:

In Paris ist soeben ein ehrwürdiger Geistlicher, der Abbé Crozes, gestorben, welcher in einer Umgebung lebte und wirkte, die für die meisten Menschen höchst abstoßend gewesen sein würde. Er war nämlich Kaplan für das Gefängniß von La Roquette und hatte 22 Jahre lang die traurige Pflicht, allen zum Tode verurtheilten Verbrechern den letzten geistlichen Beistand zu leisten. Von 1860 bis 1882 hatte er nicht weniger als 51 Mörder zum Schaffot geleitet, darunter mehrere der berüchtigsten Scheusale, wie La Pommeral, Arignoin, Biloir und Traupmann.

Die einzige Anschuldigung, welche seine Verkleinerer je gegen den Armesünder-Pfarrer von La Roquette erheben konnten, war, daß er zuviel Mitgefühl auch gegen die abgehärtetsten Desperados zeigte, welche seine Seelsorge empfingen, und daß er sich sogar bewegen ließ, für das ungewöhnlich blutdürstige Ungeheuer Traupmann (den hochberüchtigten Elsässer, von den Franzosen manchmal „Troppmann“ geschrieben, welcher eine ganze Familie abgeschlachtet hatte) um Hinausschiebung der Hinrichtung nachzusuchen. Der Abbé Crozes lebte in einer sehr bescheidenen Wohnung in nächster Nähe des Gefängnisses, und sein Zimmer war mit allen Arten von „Souvenirs“ an die Verbrecher geschmückt, die seinen Beistand erhalten und ihm die betreffenden Artikel zum Andenken verehrt hatten. Eine der bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten dieses vortrefflichen Priesters haben wir aber noch nicht erwähnt: er pflegte zu seiner geistlichen Tröstung auch eine leibliche zu liefern, indem er den Verurtheilten unmittelbar vor ihrer Hinrichtung Stimulirungsmittel gab. Während er mit den Missethätern betete, reichte er ihnen ein kleines Glas, welches ein Gemisch von Branntwein und Wanzenbeeren-„Cordial“ enthielt.

Es ist nicht nutzlos, einen solchen, an sich geringfügigen Zug zu veröffentlichen. Derselbe mag dazu dienen, eine Thatsache zu veranschaulichen, mit welcher nicht allein das Publikum im Großen und Ganzen, sondern auch die Verbrecherclassen insbesondere vertraut sein sollten, nämlich, daß neun Zehntel der Berichte über das „muthige Sterben“ von Mördern reiner Unsinn sind, und ein alcoholisches Stimulirungsmittel eine absolute Nothwendigkeit für diese Menschen ist. In der „guten alten Zeit“, wo man einen solchen Todescandidaten trinken ließ, so viel er Lust hatte, ist wahrscheinlich der am meisten Trunkene auch am „muthigsten“ gestorben. Auf den ersten Blick mag es ungeziemend erscheinen, daß gerade der Geistliche diesen Trunk reichen sollte, — und doch dürfte Niemand so geeignet dafür sein, wie gerade er, der letzte gute Freund des Delinquenten. Von einem Gefängnißwärter, oder vom Scharfrichter, ist der „drink“ gewiß nicht so willkommen.

— Von einem grausam... Experimente, das nun schon über drei Jahre lang an einem zum Tode Verurtheilten vorgenommen wird, meldet man aus London: Am 5. November 1885 hat das Gouvernement von Hawai, einer der australischen Inselgruppen, den Entschluß gefaßt, an der Person eines Papuainsulaners, Namens Keann, ein als unmenschlich zu bezeichnendes Experiment vornehmen zu lassen. Derselbe war wegen eines Verbrechens zum Tode verurtheilt worden und sollte dafür als Versuchsobjekt für die Einimpfung einer entsetzlichen Krankheit dienen. Ein dort lebender Arzt, Dr. Arning, injicirte dem Unglückseligen den Giftstoff der Lepra, eines Aussatzes, welcher die fürchterlichsten Zersetzungserscheinungen an den mit diesem Leiden Behafteten hervorbringt. Es handelte sich darum, zu constatiren, ob diese auf den Inseln von Honolulu herrschende Krankheit ansteckender Natur und ob eine directe Uebertragung derselben möglich sei. Seit jener Zeit wird Keann von den dortigen englischen Aerzten wie ein Versuchskaninchen behandelt. Am 25. September erhielt ein englischer Gelehrter in London, der sich für den „Fall“ interessirt, von dem Herrn Dr. Emerson, Präsidenten des Sanitätsrathes, Dr. Kimbell, Gerichtsarzt, Beide in Honolulu, ein von ihnen redigirtes und unterzeichnetes ärztliches Protocoll über den Zustand des Unglückseligen, und dasselbe bespricht in schauererregender Weise die entsetzlichen Krankheitserscheinungen dieses armen Menschen, dessen ganzer Körper durchseucht und mit den fürchterlichsten Wunden behaftet ist.

— Eine erschütternde Tragödie erzählt das „Wiener Fremdenblatt“: Nächst der Bahnstation Brandeis am Adler befindet sich ein Wächterhäuschen. Dort standen am Sonntag Abend der Bahnwächter und seine Frau; sie erwarteten den Personenzug, mit welchem ihr als Bremser bediensteter Sohn das Wächterhäuschen passiren sollte. Die Frau hielt einen Korb in der Hand, in welchem sich das Essen für ihren Sohn befand. So warteten sie immer auf ihn, so oft er in die Station einfuhr, so warteten sie auf den geliebten Sohn seit Jahren schon. Nur selten konnten sie mit ihm sprechen; ein rascher Gruß und die Mutter — das ließ sie sich einmal nicht nehmen — reichte ihm stets mit einer Behendigkeit, die durch lange Uebung erlernt, den Speisekorb empor. Ein Gruß nur und ein liebevoller Blick, in welchem all' das Glück und der Stolz der alten Leute sich wiederspiegelten, dann ein Gegengruß, das war Alles — und der Zug brauste weiter. Und so sollte es auch heute sein. Allein der Personenzug hatte sich diesmal ein wenig verspätet und der Bahnwächter und seine Frau warteten voll Ungeduld auf die Ankunft desselben. Endlich war der Zug in Sicht und die Mutter bereitete sich vor, ihrem geliebten Sohn den Korb zu reichen; darin befanden sich kräftige Speisen und die alte Frau empfand wohl ein Gefühl der Freude darüber, daß dieselben noch warm geblieben waren. Eben als der Zug heranfuhr, hielt sie den Korb frohlockend empor wie eine Siegestrophäe ihres wackeren Mutterherzens; und der alte Vater stand neben ihr, klopfenden Herzens wie immer, wenn er seinen Sohn sehen sollte. In ihrer Freude bemerkten sie gar nicht, daß auf dem Geleise, an welchem sie standen, der in der Richtung nach Wien verkehrende Zug daherbrauste. Die Locomotive erfaßte die alten Leute, ein leichtes, wimmerndes Geräusch und beide befanden sich unter den Rädern der Maschine. Ein Schrei des Entsetzens ertönte von beiden Zügen her, denn die Passagiere derselben hatten das schreckliche Unglück mit angesehen, ohne den armen Leuten helfen zu können. Der alte Bahnwächter und seine Frau waren von der Maschine zermalmt worden; erst in Trübau wurden an den Rädern derselben die Kleiderreste und Fleischstücke der Verunglückten bemerkt. Und auch der unglückliche Sohn, der sich auf den Anblick seiner Eltern so sehr gefreut, mußte das Entsetzliche mit ansehen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, den geliebten Eltern in ihrer Todesnoth beizuspringen.

— Ueber ein merkwürdiges Ereigniß aus dem Thierleben schreibt der „Metzer Ztg.“ ein Einwohner von Plantières bei Metz: „Ich besitze einen spanischen Hahn, der sich durch ein schön schwarzes Gefieder, welches keine Spur einer anderen Färbung aufwies, auszeichnete. Vermuthlich auf einer Entdeckungsreise gerieth dieser stolze Spanier eines Abends in den Behälter der Schweine, die, zur Gastfreundschaft nicht geneigt, dem Armen übel zusetzten und ihn ohne Gnade gemordet haben würden, wenn sein Wehgeschrei nicht rechtzeitig Menschenhilfe herbeigerufen hätte, die ihn seinem Harem zuführte. Mit dem Verlust der schönsten Schwanzfedern wäre der Vorwitz genügend gebüßt gewesen; das mißliche Abenteuer war ihm aber so zu Herzen gegangen, resp. auf die Nerven geschlagen, daß er, der Tags vorher noch in jugendlicher Schöne die Gärten durchwandelte, am andern Morgen als — Greis auf dem Futterplatze erschien. Die Federn auf dem Kopfe sind vollständig weiß geworden, am Halse und auf dem Rücken etwa die Hälfte, so daß er hier gesprenkelt erscheint. Also auch das Vorrecht bleibt dem Herrn der Schöpfung demnach nicht mehr, sich vor Schreck und Aerger graue Haare wachsen zu lassen.

— „Moskowsky Listok“ erzählt folgende für russische Verhältnisse bezeichnende Geschichte: „Der längs der Caryciner Eisenbahnlinie wohnende Großgrundbesitzer und Staatsbeamte F. sandte eine größere Menge Getreide zur sofortigen Verladung auf die Station O: Als er nach drei Tagen auf den Bahnhof kam, lag das Getreide noch da. Der Stationsvorsteher behauptete, daß er wegen Mangels an Wagen noch nichts habe laden können. Sofort berief Herr F. die Gemeinde-Versammlung von O. zusammen, um ihr den Fall vorzutragen. Die Duma entschied, daß der Bahnhofsvorsteher auf der Stelle 25 Peitschenhiebe erhalten müsse und zwar wegen „unehrerbietigen Benehmens gegen einen Staatsbeamten“. Trotz aller Bitten des unglücklichen Eisenbahnbeamten wurde die Strafe an ihm vollzogen.“

— In London existirt eine Gesellschaft hochgeborener Damen unter dem Vorsitz der Prinzessin von Wales, deren Ziel es ist, das Tragen von ausgestopften Vögeln als Zierrathen der weiblichen Toilette in der Modewelt zu unterdrücken. Wie ernst es diesen fashionablen Damen ist mit dem Abschaffen dieser ebenso albernen als grausamen Mode erhellt aus Folgendem: Eine Dame trat in einen der besten Modeläden in Bondstreet und sprach ihre Ueberraschung darüber aus, daß sich in den Schaufenstern so viele mit bunten Vogelleichen verzierte Hüte und Bonnets befanden. „Vermuthlich haben Sie unter Ihren Kunden keine von den Damen der Gesellschaft zum Vogelschutz“, fragte die Besucherin. „O ja freilich“, war die Antwort, „ein Dutzend oder mehr, aber wenn ich einen ihrer Hüte mit Vögeln verziere, muß ich immer die Köpfe der Kolibri abschneiden. Sie haben gegen Flügel und Schwänze nichts einzuwenden, nur die Köpfe zu tragen komm ihnen als grausam vor!“

— Aus dem Tagebuch eines Ehemannes.—Die bessere Hälfte ist nicht immer die gute.

nan...
Blo...
schei...
günst...
word...

In ...
statt, b...
waffnete ...
waren. (So...
Ober-Bl...

Im Paradiese.

O könnte ich auf meinen Händen
Dich, Tiefgeliebte, tragen fort
Zum Paradiese, das erstünde
Durch meiner Liebe Zauberwort:

Zur Herrin wollte ich Dich setzen
Des All's, und würde flehen dann:
Fehlt Etwas noch zu Deinem Glücke
Im Paradiese — sag' es an!

Frohlockend will ich Dir's erschaffen;
Nur Ein's verlang' nicht um die Welt:
Am Zwanzigsten schon vorschußweise
Für'n nächsten Monat — Wirthschaftsgeld!

Poetische Marktschreier.

Mit Stimmen, die von Hohlheit mi... tönen
Wie leere Tonnen, hören wir die ...
Marktschreier uns're alten Meister ...nen,
Die sich so tief in unser Herz gesungen,
Daß ihren neidvoll ruhmbegierigen Spöttern
Nichts übrig bleibt, als selbst sich zu vergöttern.

Die junge Frau.

Gottlieb Schulze heißt mein Gatte;
Seinen Namen führ' ich jetzt,
Und der Name, den ich hatte,
Ist nun schnöde abgesetzt.

Unverehlicht hieß ich Meier —
Diese Wonne ist vorbei;
„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.“

Kurze Verlobungsanzeige.

Huber, Braumeister.
Bertha Zärtlich.
Er braut, sie Braut.

— Die Wochenschrift „Nation“ erzählt unter Zugrundelegung eines Privatbriefes folgendes Geschichtchen: „In einem Städtchen der Reichslande soll eine Hochzeit stattfinden. Die Braut gehört einer angesehenen Fabrikantenfamilie an; der Bräutigam ist gleichfalls geborener Elsässer, allein er lebt in Frankreich und dient augenblicklich in der französischen Armee. Daß bei den historischen Beziehungen, wie sie einmal zwischen den Reichslanden und Frankreich bestehen, solche Ehen über die Grenze hinüber in der Natur der Verhältnisse begründet sind, ist klar. Allein da der Bräutigam die Erlaubniß zum Betreten des deutschen Gebietes nicht erhält und da auch der Bruder der Braut zur Rückkehr aus Frankreich keinen Paß erhielt, so mußte die Trauung auf französischem Boden vollzogen werden. Die deutschen Reichsangehörigen ziehen also nach Frankreich hinüber, um ihre Tochter verheirathen zu können. Jedoch auch so hätte die Ehe nicht vollzogen werden können, wenn nicht die französischen Behörden diesen außergewöhnlichen Verhältnissen ein Auge zudrückten. Da nämlich das französische Civilstandsgesetz einen sechsmonatlichen Aufenthalt des versprochenen Paares am Orte der Eheschließung verlangt, so konnte auch jenseits der Grenze der Bräutigam seine Braut nur dank dem Entgegenkommen der Behörden heimführen. Die Mißstimmung, die ein solches Vorkommniß hervorruft, beschränkt sich natürlich nicht allein auf die betroffene Familie; die Arbeiter des Fabrikherrn sind um die Festlichkeit gekommen, die Nachbarn desgleichen und die Gastwirthe um den Verdienst. Das sind eine Reihe kleiner Aergernisse, die man für unbedeutend erklären mag, aber die gerade genügen, um den Elsaß-Lothringern die betreffenden Verhältnisse als recht unleidlich erscheinen zu lassen. Und so heißt es denn auch in unserem Briefe: „Du kannst Dir denken, daß solche Sachen nicht gerade die Sympathie für Deutschland fördern, was uns, die wir deutsch-freundlich gesinnt sind, sehr peinlich ist“.

— Nur realistisch! Als vor etwa vierzig Jahren Scribe und Auber die Oper „Gustav, oder: der Maskenball“ beendigt hatten, wendete sich Ersterer, über mehrere Punkte in Unsicherheit, an den in Paris lebenden Grafen Ribbing, einen der Mitschuldigen an der Ermordung König Gustavs III. von Schweden, und bat ihn, einer der Proben der Oper anzuwohnen. Der Graf kam und folgte dem Stücke mit großer Aufmerksamkeit. „Nun,“ fragte Scribe begierig, „was meinen Sie dazu?“ — „Es ist sehr hübsch,“ antwortete der Graf etwas gedehnt und kühl. — „Aber Sie scheinen nicht ganz zufrieden zu sein,“ warf Scribe ein. — „Nun,“ antwortete der Graf, „Sie sind ein wenig im Irrthum; die Affaire war nicht ganz so, wie Sie dieselbe darstellen.“ — „Wie war sie denn?“ fragte Scribe ängstlich. —„Es scheint mir, soweit ich mich erinnern kann,“ antwortete der Graf mit vollkommener Einfachheit, „daß wir ihn ein wenig mehr nach links ermordeten!“ Scribe dankte dem Grafen und änderte die Mordscene nach dessen Idee.

— Zeitungsb... genen Sonntag ... die Feu... S. ihr zehnjähri...stiftungsfest. Morgens wurde ein fe...ches Hochamt celebrirt, in welchem ...e Capelle mehrere fromme Weisen ...lte. Nachmittags fanden Volksbelustigungen auf der Festwiese statt und am Abend war in der festlich decorirten Bräuhalle Banket und Festball. In vorgerückter Stunde entstand zwischen Ortseingesessenen und Gästen aus der Umgegend eine Schlägerei, bei welcher drei Personen schwer und sieben leicht verwundet wurden. Der Branddirektor, welcher den Streit schlichten wollte, wurde die Treppe hinuntergeworfen und erlitt einen doppelten Beinbruch.—Das Fest verlief programmmäßig.“

— Verfänglich. Sie: „Du, Richard, wenn heut' der Schwiegerpapa zum Besuch kommt und beispielsweise nach Deiner Ausgehezeit frägt, was soll ich da sagen?“ — Er: „Sage nur, ich brauche das ganze Jahr keinen Hausschlüssel, denn ich ginge regelmäßig um 4 Uhr weg und käme um 5 Uhr wieder nach Hause!“ — Sie: „Wenn er nur nicht frägt, ob sich denn nicht immer inzwischen das Datum ändert!“

— Schlagfertig. — Teitelbaum (zu seinem Sohne, welcher soeben vom Militär entlassen wurde): Aronche, was dhetst De derzu sage, wenn heit pletzlich das Vaterland dhet rufe? — Aron: Lieb' Vaterland, magst ruhig sein.